

Bezugs-Preis

In der Hauptstadt über den im Stadt-
blatt und den Provinzen vertrieben
abgegeben: monatlich 4.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um 1/2 Uhr,
die Abend-Ausgabe Montag um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannstadt 8.

Die Expedition ist Montag ununterbrochen
geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:

Ctto Kiew's Partim. (Karl von Padu),
Unterstadtstraße 8 (Kaukau),
Leipzig.
Katharinenstr. 14, part. und Hauptplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt
und
Anzeiger.

Amtsblatt des königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig,
des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis

Die 6spaltige Zeile zu 20 Wg.
Verlangen unter dem Rubricationszettel (Spa-
lten) 50.4, nur bei Familienanzeigen
(6spaltig) 40.4.

Werbung-Beleggen (Spalten), nur mit der
Morgen-Ausgabe, ohne Befreiung
4.50, mit Befreiung 4.70.

Annahmefrist für Anzeigen:

Morgen-Ausgabe: Sonntag 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Montag 4 Uhr.
Bei den Filialen und Korrespondenzen je eine
halbe Stunde früher.

Anzeigen sind erst am Tage der Expedition
zu richten.

Druck und Verlag von C. W. Berg in Leipzig.

Nr. 630.

Freitag den 11. December 1896.

90. Jahrgang.

Politische Tageschau.

Leipzig, 11. December.

Bei seinen bisherigen Verhandlungen über die Dampfer-
subvention hat der Reichstag es fertig gebracht,
das ebenhin minimale Verlangen in die nationalen Prä-
zedenzen dieses Parlaments mit liberaldemokratischer Energie
noch weiter herabzubringen. Leider darf man aber
nicht allein die Präliberalpartei, die gemäß ihrer
Natur aufzutreten ist, für die beschämende Behand-
lung des Gegenstandes verantwortlich machen. Die
Conservativen sind es gewesen, die die negative Wehr-
heit mit dem größeren Theil ihrer Fraction verübt haben.
Sie haben damit die rechte Gelegenheit, die sich ihnen bot,
den auf ihrem letzten Delegationstage proclamirten Grund-
satz der sachlichen Politik und eben zu überlegen, un-
genügt verfahren lassen. Nach der nationalliberalen
Meinung hätte Bedenken im Einzelnen vorzubringen; was aber
Herr v. Leipziger-Ramens der Mehrheit seiner Parteigenossen
gegen die Subvention auftrug, waren Vorwände; ihm war
es offenbar an der Herabwürdigung eines Staatspostens zu
thun, mit dem man vor den verächtlichen Vandalen „Staat machen“
kann. In ihrem Grundton weicht seine Rede nicht von den
Vorwänden ab, in der Herr v. Bismarck hier in Leipzig der
Industrie mit der Besondere für die Zustimmung zu den Handels-
verträgen gedroht hat. Das Bemerkte dafür, daß die Sub-
vention durch die Fahrten deutscher Postdampfer
nach Ostasien gefährdet werde, ist Herr von Leipziger
schonig geäußert. Daß der Norddeutsche Lloyd einmal
indisches Gewerbe freizusetzen als Ballast nach Deutschland ge-
führt habe, erweise sich als eine der tollsten Behauptungen,
von denen hochconservative Parlamentarier neuerdings häufig
beimgejagt werden. Daß die subventionirten Postdampfer
gelegentlich auch ausrüstliche Wölfe bringen, spricht
natürlich nicht gegen die Subventionirung der ostasiatischen
Liniens; ob die Waaren durch jene Schiffe deshalb billiger nach
Deutschland befördert werden, als auf anderen Fahrwegen,
steht dahin. Evident ist hingegen, daß an dem Export deutscher
Erzeugnisse, dessen Förderung die Subventionirung dient, die
Landwirtschaft in hohem Maße interessiert ist. Oder sollte
den Conserven die Meinung vorzuziehen, daß j. B.
die große deutsche Kaffee- und Thee- und Pfefferwaren ohne
Einsatz auf den Reich der heimischen Thierhäute sei? Dem
Gegensatz, daß die subventionirten Dampfer auch ausländi-
sche Waaren befördern, hätten die Conservativen doch Herrn
Lichter überlassen sollen. Diese Thätigkeit beruht einmal
auf Gegenseitigkeit, wenn können die fremden Waaren doch
erst an die Küste, wenn die heimischen eingeladen sind und
Raum verfügbar geblieben ist. Wieviel unsere Schiffe in
Folge Ablehnung der Subventionirung nach wie vor
in Bezug auf Fähigkeit der Fahrten und auf Fahrgast-
geschwindigkeit hinter denen der concurrirten Staaten
zurück, so gewinnt der ausländische Export weiteren
Vorzug, ohne daß ersichtlich wäre, wie dadurch der
inländischen Industrie geteilt würde. Umgekehrt besteht
kein Zweifel, daß von den 50 Millionen Mark, die in
neun Jahren in Folge der Subventionirung dem deutschen
Handel und der deutschen Industrie zufließen, große Summen
für die Erwerbung inländischer landwirtschaftlicher Producte
verausgabt werden sind. Schiffe von der Größe der
Postdampfer wurden vor der Subventionirung in Deutschland
nicht gebaut, erst die dem Norddeutschen Lloyd auferlegte
Verpflichtung, Dampfer für die subventionirten Linien auf

deutschen Werften entstehen zu lassen, hat unserem
Schiffbau seit 1885 28 Millionen Mark zugeführt, die sonst
nach England geflossen wären. Das Aufleben dieser In-
dustrie hat nicht zum geringen Theil zur Bezeichnung der
Auswanderung und somit zur Wehrung des Wohlstandes der
deutschen Landwirthschaft beigetragen. Bei der Erprobung
an deutschen Nationaldampfern gar nicht zu reden. Daß
die Gleichwertigkeit der deutschen Postdampfer mit den
französischen und englischen Schiffen dem wirtschaftlichen
Ansehen und somit den wirtschaftlichen Interessen Deutsch-
lands zum Vortheil gereicht, und daß mit der Subventionirung
ein gewisser militärischer Zweck erreicht wird, ist früher
auch von den Conservativen nicht geleugnet worden.
Darin liegt eben das Bedauerliche, weil das Charakteristische
der Stellungnahme der conservativen Partei zu der Frage, daß
sie jetzt, wo die glühenden Wirkungen der Subventionirung zu Tage
treten, der Verneinung jenseitig, während sie zu einer Zeit,
wo der Erfolg zum Vorschein noch nicht sicher war, ihre
Haut zur Unterstützung geboten hat. Sie hat 1885 und 1890
gepflogen für die Bewilligung von Dampfersubventionen
gestimmt, während das Centrum in dieser Frage immer
getheilt geblieben ist. Da seitdem das nationale Interesse an
dem Gelingen der deutschen Schiffahrt sich nicht gemindert,
sondern gesteigert hat, so sehen die Conservativen vor der
Frage, ob sie durch Ablehnung der Aufhebung des nationa-
len Charakters ihrer Partei einräumen wollen.

In einem Artikel über den Vorschlag Verke-
gung traten
gestern die „Hamb. Nachr.“ der „Kreuzzeit.“ entgegen,
die von der Suche nach „Hintermännern“ des Herrn v. Tausch
neue Beschränkung befürchtete. Diese Ansicht des con-
servativen Blattes bekämpfte das Organ des höchsten Reichs-
organs:
„Das was wir auch, glauben aber, daß das beste Gegen-
mittel darin besteht, daß von keiner Seite verhandelt wird,
den Fortschritt, der sich der öffentlichen Meinung hinsichtlich der
eigenlichen Arbeiter der einzelnen Nationen demüthigt hat,
Gewalt anzuthun. Es besteht ein einmal, gleichviel mit
welchem Recht, in keinem Rechte der Nation, daß der Vorschlag
sowohl in seinen letzten Stadien nicht auf alle Fragen, die auf-
zuwerfen waren, genügende Antwort gegeben hat, und man fragt sich,
wie dies geschehen ist. Ist es ja möglich, daß man dabei von
solchen Annahmen und Voraussetzungen ausging, aber dann
bezieht man so weniger Grund, von einer weiteren Zusam-
menkunft mit der Frage der Hintermänner nachher
zu erwarten. Nach wie es sich in den bevorstehenden Ver-
handlungen zeigen, ob der Berliner Delegationsmitglied bei
Aufstellung der Verträge irgend welche Hintermänner geübt hat,
oder ob er irgend welche Hintermänner geübt hat. Es
ist nicht anzunehmen, daß Herr von Tausch, wenn ihm Ver-
urtheilung zu Rechtzählen wegen eines Verwehrs droht, den er
im Zusammenhang mit dem Reichstag über die fraglichen Fragen
genommen hat, jagen wird, die eigentlichen Hintermänner zu
nennen. Es hat also keinen Zweck, die Erörterung der
Hintermänner-Frage in der Weise abzuweisen.
Man erwidert damit nur die Behauptung, daß nicht irgend etwas
vorliegt, was nicht in die Öffentlichkeit kommen dürfe,
und dabei darüber der Sache, der man folgen möchte,
Nur wenn aber das mit ein Gebot der Gerechtigkeit ist,
daß kein Mittel, das kein außerordentliches, unangenehm
bleibt, um zu verhindern, ob Herr v. Tausch Hintermänner geübt
hat, oder nicht, und wenn ja, wie die Sache gehen soll. Wenn
in einem Theil der Presse ist bereits gegen den Verstand nach
verschiedenen Seiten hin gedrungen worden. So scheint die „Kölnische
Zeitung“ unter der Ueberschrift: „Demagogische Intriguen.“
Herr v. Tausch habe unter dem Verstand, mit dem Reichstag
Legation's die Intriguen gegen den Kaiser, Legation, Reichstag, Reichstag

für die Westpolitik unendlich viel mehr, als die Frage, wenn
Ungleichheiten gehören soll, und nicht den Schwerpunkt
der orientalischen Frage vom Bosphorus an den Taurus.
Nach Ansicht der Engländer ist ein riesiger Uebergang,
wie schon aus folgenden Zahlen erhellt: Der Handel Afrikas
(Madagaskar und Gambia) ist von 1871—1891 von 530 Millionen
Franken auf 2161 Millionen, also innerhalb 20 Jahren auf das
Vierfache gestiegen. Jenseitig, die das Westafrika der europäischen
Mächte begrifflich machen — und von diesem Handel
kommen 847 Millionen auf England-Afrika, 714 Millionen
auf Egypten. Es handelt sich also für England darum, ob
es an dem Handel Afrikas mit nur 847 oder mit 1561 Millionen,
also mit 7/10, beteiligt sein soll. Begründet, daß Frank-
reich, das mit 648 Millionen beteiligt ist, mit dem
größten Uebergang wahrnimmt, wie die englische Herr-
schaft sich in Egypten mit der längeren Dauer der
Besetzung immer mehr befestigt. Die Engländer ver-
stehen recht gut, fähige Wirtschaftler zu erlangen Unter-
nehmen zu erlangen. Dabei ist die Sprache dort wie unter-
wies der Vahnbrecher für die Macht und die französische
Flotte schon lange darüber, daß ihre Sprache, die selber
doch die herrschende war, aus den Schulen vertrieben und
durch die englische ersetzt wird. Daß England social
erreicht hat und vielleicht noch mehr erreichen wird, ist
die Folge des Regresses der Franzosen im
Jahre 1870 auf Deutschland. Dieser Krieg mit
seinen Folgen, namentlich aber die einseitige Richtung
der französischen Politik auf Rußland, hat Eng-
land unermesslichen Vortheil, Frankreich aber nicht weniger
als Dank von England eingeträcht. Frankreich hätte alle
Ursache, sich zu erinnern, daß seine Kräfte wider um im
vergangenen Jahrhundert über Amerika und Indien gelost haben,
wo es vor England einen großen Vorsprung hatte. Heute
sich für Frankreich nicht minder große Interessen in
Afrika und im Orient auf dem Spiel. Die englische
Politik will Deutschland durch Frankreich und Frank-
reich durch Deutschland im Schach halten und ähnlich
die anderen Großmächte gegen einander auspielen, um
inzwischen die von Dülfer in seinem „Greater Britain“ ange-
legte Weltbeherrschung Englands vorzubereiten. Diese Politik
der Ränke soll das außerordentliche Mißverhältnis zwischen
den Ansprüchen und den realen Mächten ausgleichen.
Die Forderung, welche sich in dem neuesten, die
Königreich Egyptens ad Graecia calandras vertheilenden
Schwanz der englischen Regierung ausdrückt, wiegt um so
schwerer, als sie wie eine Antwort auf die Er-
klärung des französischen Ministers des Auswärtigen in der
Kammer, daß Frankreich und Rußland demüthig energisch
die Wahrung Egyptens verlangen würden, eine Erklärung,
die zu Anfang mit der gleichzeitigen (und nicht demen-
tirt) Ankündigung einer russisch-französischen Action
in offiziellen russischen Blättern („Kor.“ u. a.) übereinstimmt,
als daß sie durch ihre nachdrücklich betriebene Verwirklichung
wieder angeht werden könnte. Der Einbruch, daß sich
erste Dinge hinter den Coulissen vorbereiten, nicht befehlen,
und wie ein Echo klang, als russische Blätter für Rußland
die Durchfahrt durch die Meerengen forderten. Wären diese
Stimmen auch wieder verstummen, so blieben sie für die
Tage doch ebenso charakteristisch, wie die Neuerung der
französischen Presse, daß in dem neuen Kriegsjahre Afrika
bald eine russische Flotte neben der französischen über-
wintern werde.

fenilleton.
Das goldene Herz.
Novelle von C. Fabron.
Nach einigen Stunden der Ruhe indessen betrachtete sie
den Ausdruck San Pandey's als das, was er war: eine
romantisch bedruckte Maske, der sie nicht zu viel Werth
beizulegen durfte. Wenn nur erst Delleo käme, daß sie sich
Wid' lassen und halten konnte.
Und er kam. In dem schon dämmenden Walde hörte sie
lebhaftes Schellengeläut, sah sie die wohlbekannten weißen
Kopffedern der Büsche aufleuchten. Nach einer Minute, und
er stand vor ihr, mit fragenden Augen, doch stumm.
Sie wollte sprechen, doch brachte sie keinen Laut hervor.
Ihr ganzes Sein drängte dem Manne vor ihr entgegen, und
doch stand sie da und regungslos vor ihm.
Endlich trat Delleo einen Schritt vor. „Sie bieten mir
nicht die Hand?“ sagte er. „Ist das ein böses Zeichen
für mich?“
Da lächelte sie; ein himmlisches, gnadenvolles Lächeln
treibt sie über ihr lächelndes Gesicht, und sprachlos erhebt sie
die heißen Arme und streckt sie ihm verlangend entgegen.
Mit einem Jubelschrei stürzte er auf sie zu und rief sie
an seine Brust.
„Mein! mein! mein!“ flammte er unter Rufen. „Ist
es wahr, Mira, ist es wahr? Du willst meine kleine, ge-
liebte, eigene Frau werden?“
Sie nicht mit rassem Augen zu ihm auf und schmeigte
sich an ihm wie ein Vogelchen.
„Und bald?“ fragte er. „Bald, mein Lieb?“
„So bald Du willst“, flüsterte sie.
„Dann morgen?“ rief er, indem er sie hoch in die Luft hob.
„Am Gottes willen!“ lachte Mira. „Ich mich beruhen,
Du Wüther! Nein, — morgen, das wäre nicht schicklich.
Aber im Februar (sowas, wenn Du willst).“
„Noch aber vier Wochen soll ich mich gedulden?“ fragte
er. „Aber ja, ja, — Alles, was Du befehlst. O Du meine
Götter, wenn Du mir beschleunigen würdest, indem Du mich
zu dienen, ich thät' es ja auch! Ich für eine Angst habe
ich um Dich ausgehalten, — dachte ich doch, Du neigtest Dich

dem Portugiesen zu. Aber nun Du mein bist, bin ich ja
ein seliger Mann.“
Mit nach kurzer Zeit Senhora Oliveira in den Colon
trat, blieb sie vor angezogen zu stehen. Wirklich und wahr-
haftig stand Mira vor Herrn von Geyern, hatte beide Hände
an seine Schultern gelegt und ließ sich von ihm küssen.
„Mira!“
Mira drehte das Gesicht und nicht der Taste freund-
lich zu. Gefassen stellte sie dann Delleo vor:
„Mein Herrgott Gemahl, liebe Tante.“
„Santa Emilia!“ hauchte die Tante und hielt sich am
Türschwelle fest.
„Aber Tante, hochgeliebt Du und nicht?“
Die würdige Dame ermannte sich, und indem sie Jedem
die Hand überreichte, sagte sie einem feierlichen Glüdwunsch
her. Dann, mit ihrem unbegreiflichen Talent, an der un-
passenden Stelle etwas zu sagen, bemerkte sie:
„Was wird San Pandey sagen?“
Delleo's Stirn umwölkte sich; was ging den Herrn ihre
Verlobung an?
Doch Mira brennte ihn schnell.
„Ich begreife Dich nicht, Tante“, sagte sie gemessen.
„San Pandey wird zunächst nichts erfahren, da er mir heute
früh mitgetheilt hat, daß er nach Amerika zurückgeht; und
im Uebrigen — was für ein Interesse sollte er für dergleichen
Neuigkeiten haben?“
Die Tante sagte nicht mehr, pfanzte sich aber mit so
ostentativem Dummhinnern in die Sopha, daß die Liebenden
sich vergeblich die Blicke zuwarfen. — Endlich kam Delleo ein
rettender Bescheid.
„Stella läßt Dir sagen, daß sie Dich heute Nachmittag um
sechs Uhr bestimmt erwartet; du hältst ihr schon zugelangt,
zum Abend zu bleiben.“
„Sein Wort!“ — begann die eiteliche Mira, unterbrach
sich aber und sagte lächelnd hinzu — „natürlich, ja, ich werde
kommen. — Wollen wir Verlobungsanzeigen veröffentlichen?“
„Nein, mein Lieb, nicht im Klugem, wenn es Dir
recht ist. Ich werde meine nächsten Verwandten und Freunde
benachrichtigen, und das sind nicht viele. Die Verlobungs-
anzeigen können wir ja dann in die Zeitung setzen lassen.“
„Gut, — so werde ich's auch machen. Auf Wiedersehen
dann heute Abend, lieber.“
Mira begleitete Delleo in den Vorraum, wo wieder Janko
sah, dessen schwarze Gesichtsfarbe von kaltem Grau erdorn.
Delleo wußte ihm in seiner glückseligen Stimmung ver-

stehen zu, aber Janko stand nur soldatisch starr und ließ
sich nicht zu dem kleinsteu Geyern beugen.
Wenige Stunden später finden wir Janko bei Herrn
San Pandey, wo er alsbald von der stattgehabten Verlobung
Bericht erhaltete.
Der Portugiese biß sich auf die Lippen und suchte dann
gotteslästerlich. Pöbellich hielt er inne, der Jovod fiel ihm
ein, um denselben Namen er Janko zu sich befehlte hat. Im
Augenblick, wo wieder ein Plan für ihn aufstach, war er
einst in seinen Berechnungen. So wie er sich am Tage
vorher in seine wieder erwachte Leidenschaft für Mira hinein-
phantasiert hatte, so beschloß er jetzt, ihr zu schaden, wo und
wie er konnte.
„Janko“, begann er, „wo hast Du dieses kleine Herz?“
Und er streifte die Handfläche zurück und zeigte das Heimot.
Janko erlagte, doch antwortete er, ohne eine Secunde
zu zögern.
„Von meinem todtten Herrn, der jetzt bei den Seligen ist.“
„Sage nicht!“ bemerkte San Pandey. „Wahrlich hat
Dir Madame — Madame Schicki gesagt, daß Du diesen
Wahnsinn mir und aller Welt aufstichst! Aber nimm
Dich in Acht, Herr! — wenn Du mir nicht jetzt und jederzeit
die Wahrheit sagst, so werde ich Dir Deine Schurkenstreiche
verfallen, daß Du genug hast. — Sprich die Wahrheit, —
dann —“ San Pandey schlug mit der Hand auf den
Tisch und hätte brinnde gesagt: „dann werde ich Dir bei
den Fellen helfen.“ Aber er brann sich zur rechten Zeit.
„Sprich also“, fuhr er nach einer kurzen Pause fort; „wo
hast Du das Herz?“
„Ich — ich haben es lassen machen“, stotterte Janko.
„Wo?“
„Wohle Herrchen Herr Geyern einstecken. Herrin sollten
glauben, Verb hat Geyern geflohen.“
San Pandey lachte höflich auf.
„Du Kinnovick?“ rief er erbost. „Und wo sollte das wert-
liche, kleine Herz bleiben?“
„Janko lassen verschwinden andere Herz“, erklärte der
Schwartz mit Bescheiden.
San Pandey starrte ihn verständnislos an, er begriff das
Wort nicht.
„Was heißt das? Wenn Du schon einen so furchtbar
dummen Plan hast, warum nimmst Du dann nicht das
Herz von der goldenen Frau?“
„Janko helfen nicht!“ erklärte Janko der Reger.
„So ist! Also Janko helfen nicht. Und was wollten

Du denn sonst thun als helfen, wenn Du machst das
richtige Herz nimmst?“
„Janko werfen richtiges Herz ins Wasser.“
„Welche Philosophie!“ dachte San Pandey. „Stehlen
nennst der Herr also nur ein Reim aus Geldgier!“
„Nun höre mir gut zu“, sprach er laut. „Du kannst
den Herr Geyern nicht leiden, und ich auch nicht; daß
ich Madame Schicki nicht leiden kann, scheint mir auch
klar zu sein. Du nicht? Schicki also. Wer werden den
guten Herr trüben. Das Wie überläßt Du aber mir, ver-
stehst Du? Du rücht und rücht Dich nicht an mir, als ich
Dir befehle. Unterstehst Du Dich, mir auch nur im geringsten
ungehörig zu sein, so sage ich Deine ganze Teufels-
Demeer.“
„Halt Du begriffen?“
„Ja, Herr.“
„Nun also: Du suchst auf irgend eine Weise noch heute
das goldene Herz Deiner Herrin in Deine Hände zu be-
kommen. — Was Du damit machst, ist mir gleichgültig, nur
verschwinden muß es. — Gehing es Dir nicht heute, so
muß es morgen oder in den nächsten Tagen sein. Ver-
standen?“
„Ja, Herr.“
„Sobald das Herz weg ist, wollest Du es mir.“
„Ja, Herr.“
„Wenn Du Deine Sache gut machst, erhältst Du hundert
Mark von mir. Erwähnt Du irgend einem Menschen gegen-
über auch nur eine Silbe davon, daß ich bei der Sache be-
theiligt bin, so erhältst Du hundert Peitschenhiebe.“
Janko schüttelte sich kraß auf.
Er sagte nichts, aber der Wid, den er San Pandey zu-
wart, besagte nichts Gutes.
„Dieser aber hatte kein Verhältniß für „Schlavenhiebe“.
„Gute jeht“, sagte er. „Ich erwarte Deinen Bericht.“
Der Schwartz stellte sich hin.
„Dieser aber die geringste Idee, auf welche Weise er sich
in den Besitz des goldenen Herzens setzen sollte, das Mira
in dem Hals trug, sah er zu seiner größten Ueberraschung
noch an demselben Abend das Schwundstück in der Hand seiner
Herrin.
Sie betrachtete es ästhetisch, und ihre Lippen umwielten
sichelnde Worte, die ihrem todtten kleinen Mädchen galten.
„Es ist das Kostbarste, was ich habe“, flüsterte sie, indem
sie das Herzchen lägte. „Deshalb will ich es ihm geben, dem
lieben, einzig Geliebten.“

SLUB
Wir führen Wissen.